



Carlos Benedek

Kommissar mit Herz

Meine Jungs, mein Leben, unser Weg

KNAUR 

KNAUR 

Carlos Benede
mit Heike Gronemeier

Kommissar mit Herz

Meine Jungs, mein Leben, unser Weg

KNAUR 

Besuchen Sie uns im Internet:
www.droemer-knauer.de



© 2015 Knauer Verlag
Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt
Th. Knauer Nachf. GmbH & Co. KG, München
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit
Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.
Lektorat: Ilka Heinemann
Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München
Umschlagabbildung: FinePic®, München (Helmut Henkensiefken)
Satz: Adobe InDesign im Verlag
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
ISBN 978-3-426-65554-2

5 4 3 2 1

Aus rechtlichen Gründen wurden einige Namen und Personen, in einzelnen Fällen auch Vorgänge verfremdet.

*Gewidmet den Dillinger Franziskanerinnen,
meiner »Patentante« Evi Stölzle und ihrem
Mann Dr. Bernd Stölzle – ohne sie wäre mein
Leben anders verlaufen, ohne das, was sie mir
mit auf den Weg gegeben haben, wäre ich heute
nicht der, der ich bin. Ich bin unendlich dank-
bar, dass sie mich über die Jahre begleitet und
unterstützt haben und es auch heute noch tun.
Sei es im Gebet oder anderweitig.*

Inhalt

Prolog	11
Alex	21
Blackout	30
Der Prozess	40
Der Anruf	45
Wie die Jungfrau zum Kind	54
Vater sein	58
Heimat	63
Kindertage	76
Auf der Höhe der Zeit	85
Alles mit links	89
Umwege	97
Erzieher in Uniform	107
K 314	115
Freunde	131
In guten wie in schlechten Zeiten	135
Kick it	141

Der Kleine	147
Eine Frage der Ehre	156
Rituale	160
Johannesburg	163
Grüße an Mutter	174
Weitblick	179
Nicht umsonst	183
Begleiten, nicht erziehen	190
Würden Sie ihn einladen?	196
Im Leben kommt alles wieder	200
New York	205
Seelenverwandte	213
Per aspera ad astra	222
Epilog	227
Danksagung	231

Prolog

*Ich weiß nicht, wer das alles auf Dauer
abschütteln kann, ohne dass etwas davon
zurückbleibt. Ich konnte es nicht.*

Carlos Benede

Der Moment, in dem ich nicht mehr ans Telefon gehen konnte, war der Moment, in dem ich wusste, es ist genug. Das Schrillen des Apparats ging mir durch und durch, erst nach einer gefühlten Ewigkeit konnte ich den Hörer abnehmen. Weil ich wusste, dass auch dieser Anruf mit einem Schicksal verbunden sein würde. Mit einem Kind, das schwer misshandelt worden war, oft genug von den eigenen Eltern. Mit einem Kind, das mit ansehen musste, wie der Vater die Mutter regelmäßig bis zur Bewusstlosigkeit geprügelt hat. Mit einem Kind, das sexuell missbraucht worden war. Mit einem Kind, das Zeuge grausamer Vorgänge geworden war.

Auf der Dienststelle klingelte das Telefon permanent. Wenn ich Bereitschaft hatte, erreichten mich die Anrufe auch zu Hause, manchmal mitten in der Nacht. Doch selbst wenn ich nicht im Dienst war, schalteten sich die Kollegen von der Kripo oder anderen Kommissariaten zu mir auf, wenn sie einen Fall zu bearbeiten hatten, bei dem es um Kinder und Jugendliche ging.

Das Zuhause ist ein geschützter Raum. Eigentlich. Aber selbst der bekommt irgendwann Risse. Weil man die Bilder nicht mehr aus dem Kopf bekommt, nicht mehr schlafen kann, weil sie wie in einer Endlosschleife wiederkehren. Weil man die Schicksale nicht mehr zwi-

schen zwei Aktendeckeln verstauen und in der Dienststelle lassen kann.

Dieser Moment kam nicht von jetzt auf gleich. Es war ein stetiger Prozess, ein langsames Überquellen, wie bei einem Mülleimer, der zu lange nicht geleert wurde. Nach dreizehn Jahren ging ich ins Büro meines Vorgesetzten und beantragte meine Versetzung.

Ich war ein Mann der ersten Stunde gewesen, als im September 1997 das Kommissariat K 314 ins Leben gerufen wurde. Es war das erste in Deutschland, das sich gezielt mit Opferschutz und »verhaltensorientierter Prävention« befasste. Bis dahin waren Opfer in erster Linie als wichtige Zeugen betrachtet worden. Sie waren sogenannte Spurenträger, wie es in trockenem Behördendeutsch heißt, deren Aussage man brauchte, um eine Tat zu rekonstruieren, den oder die Täter zu überführen und vor Gericht zu bringen. Wie sie mit dem, was sie gesehen oder erlebt hatten, umgingen, spielte – zumindest, was das offizielle Arbeitsprofil der Polizei anging – kaum eine Rolle. Für Verbrechenopfer waren gemeinnützige Vereine, wie der 1976 gegründete Weiße Ring, oder regionale Organisationen wie Dunkelziffer e.V. zuständig. Sie vermittelten Kontakte zu Therapeuten oder Beratungsstellen, boten Unterstützung bei Gerichtsterminen und leisteten persönlichen Beistand.

Im Nachhinein ist es erstaunlich, dass die Gründung eines solchen Kommissariats wie des K 314 so lange hatte auf sich warten lassen. Denn gerade der Polizei kommt eine besondere Verantwortung im Umgang mit Opfern zu. Die Beamten sind in der Regel die erste Instanz, die zu Hilfe gerufen wird, wenn etwas passiert ist. Wenn ein

Mensch einer akuten Bedrohungssituation ausgesetzt ist, wenn eine schwere Körperverletzung angezeigt wird, der Verdacht einer Misshandlung vorliegt. Und die Polizei ist im Ernstfall als Erstes vor Ort. Nach einem Verbrechen erlebt sie das Leid der Opfer unmittelbar.

Die Beamten des Kommissariats K 314 sollten einen völlig neuen Ansatz verfolgen. Im Präventionsbereich sollte die Polizei eine wichtige Anlaufstelle bieten: für Schulen und Eltern, die Probleme mit gewaltbereiten oder suchtgefährdeten Jugendlichen hatten. Es sollten Kurse angeboten werden, in denen Kinder und Jugendliche in den Bereichen Zivilcourage, Selbstsicherheit oder Antiaggressionstraining geschult werden sollten. Für Frauen und Kinder, die aufgrund von häuslicher Gewalt Beratung und Unterstützung benötigten. Die Polizei konnte entweder selbst entsprechende Schutzmaßnahmen einleiten oder in Zusammenarbeit zum Beispiel mit Frauenhäusern eine weitgehend sichere Unterbringung ermöglichen. Es ging um eine langfristige Begleitung der Opfer, nicht um zielgerichtete Ermittlungsarbeit.

Damit wir diese Begleitung leisten konnten, mussten die Betroffenen uns als Ansprechpartner akzeptieren und sich öffnen. Schweigen nutzt immer nur dem Täter. Eine der wenigen Vorgaben des K 314 war es, eine »stärkere Orientierung auf die Situation der Opfer und ihre Bedürfnisse anzustreben«. Es sollte um Verständnis gehen, um Sensibilität und »die Einleitung von vertrauensbildenden Maßnahmen«.

Wie bildet man Vertrauen? Ein Psychologe würde vielleicht sagen, natürlich gibt es gewisse Strategien, bestimmte Herangehensweisen beim Aufbau eines Ge-

sprächs und generell im Umgang mit einem traumatisierten Opfer. Trotzdem: Jeder Fall ist anders, jeder Mensch reagiert anders. Vertrauen entsteht nicht von heute auf morgen, man kann es nicht bilden, es muss wachsen. Das ist wie in einer Beziehung. Es dauert, bis man sich öffnet, seinem Gegenüber etwas von sich und seinem Leben erzählt, in der Hoffnung, der andere geht mit diesem Wissen verantwortungsvoll um. Mit anderen Worten: Man braucht Zeit und Geduld.

Jeder Ermittler hatte schon Fälle auf dem Tisch, die er nur nach mühsamer Detailarbeit und manchmal erst nach Monaten, wenn überhaupt, lösen konnte. Hier ging es aber um etwas völlig Neues. Nämlich auch um Fälle, bei denen es keinen Zweifel an der Person oder Schuld des Täters gab. Wozu also dieser ganze Aufwand?

Als wir anfangen, wussten wir nicht, ob wir diese Zeit haben würden. Und auch nicht, was genau auf uns zukommen würde. Wir waren allesamt gestandene Kriminaler, zum Teil seit Jahren dabei. Aber hier war nicht länger der Ermittler gefragt, der verhörte, aufklärte und sich auf Spurensuche begab. In diese Arbeiten waren wir nicht involviert; wir wurden von den jeweils zuständigen Kollegen in Kenntnis gesetzt, was vorgefallen war. Unsere Aufgabe glich eher der von Psychologen und Sozialarbeitern. Wir sollten Seelsorger sein im Wortsinn.

In den Ohren mancher Kollegen klang »Prävention und Opferschutz« nach weichgespültem Gelaber, nach Kuschelkurs, ein Kommissariat für Weicheier. Um die Opfer sollten sich andere kümmern, und Vorträge an Schulen oder Kindergärten zu halten, das erinnerte an die netten Schupos, die gelbe Mützen an Abc-Schützen

verteilten oder bunte Wimpel und Aufkleber für die erfolgreich bestandene Fahrradprüfung. Jedenfalls kein Job für einen echten »Bullen«.

Ich mag dieses Wort nicht. Und ich konnte den Spott über das neue Kommissariat nicht nachvollziehen. Für mich und die sieben Kollegen, die damals in diesem neuen Bereich anfangen, wurde mit dem K 314 eine Lücke geschlossen. Polizeiarbeit hat in vielen Bereichen eine soziale Komponente, einige davon wurden hier gebündelt. Wir hatten viel Gestaltungsspielraum, konnten Brücken bauen auch zu anderen Organisationen wie Frauenhäusern und Jugendämtern. Für sie waren wir eine wichtige Schnittstelle. Für die Ermittler, die bis dahin mit all dem Elend, mit dem sie Tag für Tag konfrontiert waren, allein fertig werden mussten, waren wir eine Entlastung. Weil sie die Fälle an uns weitergeben konnten, die Arbeit nicht mehr nur auf ihren Schultern lastete. Die Spötteleien hörten schnell auf. Und es dauerte auch nicht lange, bis das Kommissariat auf fünfzehn Beamte aufgestockt wurde.

Man erlebt bei der Kripo Dinge, denen andere Menschen nicht so ungefiltert und geballt ausgesetzt sind. Und immer, wenn man denkt, man hat schon alles gesehen, kommt irgendetwas, das noch heftiger ist. Es gibt selten etwas Positives. Die Polizei wird schließlich nur geholt oder gerufen, wenn etwas passiert ist. Bei manchen Fällen, die wir auf den Tisch bekamen, taten sich Abgründe auf. Körperliche und seelische Gewalt, Missbrauch, Mord. Mein Zuständigkeitsbereich waren Kinder und Jugendliche. Die schwächsten Glieder in der Kette, nicht

nur bei häuslicher Gewalt. Die, bei denen man erst recht nicht wegschauen darf, die man nicht alleine lassen sollte mit dem, was sie erlebt haben. Ich bin zu Einsätzen gerufen worden, bei denen wir acht Kinder auf einmal in Obhut nehmen mussten. Wir fuhren in Krankenhäuser, in denen Opfer brutaler Gewalt lagen. Die Fotos in den Akten waren schlimm genug, aber sie hatten nicht diese Unmittelbarkeit des direkten Anblicks, die einen noch einmal mehr fertigmacht. Ich habe erlebt, wie Kollegen, die gerade Eltern geworden waren, plötzlich in Tränen ausbrachen, während sie einen Ermittlungsbericht lasen: schwere Misshandlung eines Säuglings durch Fausthiebe, Tritte und Handkantenschläge. Trotz künstlichen Komas starb das Kind an den Folgen.

Es vergeht kein Tag, an dem nicht wenigstens ein drastischer Fall von Gewalt gegen Schutzbefohlene gemeldet wird. So etwas lässt einen nicht kalt. Wenn jemand behauptet, die Sache sei für ihn erledigt, sobald er aus dem Dienst raus ist, dann ist das gelogen. Zumindest, wenn er oder sie schon seit Jahren dabei ist.

Um ein Opfer zu verstehen, muss man in der Lage sein, eine Verbindung herzustellen. Das geht nicht ohne Empathie und die Bereitschaft, sich zumindest innerhalb eines gewissen Rahmens auf den anderen einzulassen. Es ist wie ein vorsichtiges Anschleichen, bei dem man immer wieder innehalten muss. Und manchmal begibt man sich damit auf einen verdammt schmalen Grat. Man muss wissen, wo die eigenen Grenzen liegen, rechtzeitig erkennen, wann man sie zu überschreiten droht.

Wir hatten in München das Glück, dass es von Anfang

an Supervisionssitzungen gab, bei denen wir uns einmal im Monat »auskotzen« konnten. Aber auch das muss man lernen. Genau wie das Verarbeiten. Keiner von uns hatte das in seiner Ausbildung gelernt. Mir mag das vielleicht etwas leichter gefallen sein als manchem anderen. Polizist ist mein zweiter Beruf, im ersten war ich Pädagoge. Trotzdem: So professionell kann man gar nicht sein, dass man den einen oder anderen Fall nicht doch mit nach Hause nimmt.

Wenn ein Kind vor einem sitzt, das über Monate und Jahre mitbekommen hat, wie ein Elternteil den anderen gequält und schließlich vielleicht sogar getötet hat, gibt es keine To-do-Listen, die man abarbeiten könnte. Das Leid der Opfer hält sich nicht an Leitfäden und schon gar nicht an Dienstzeiten. Einen solchen Fall zu übernehmen heißt, dass man für die Betroffenen Tag und Nacht erreichbar sein muss. Dass man offen und ehrlich ist, unvoreingenommen. Gerade Kinder und Jugendliche merken schnell, ob man es ernst meint, mit dem Herzen dabei ist. Dafür braucht man eine innere Stabilität, eine Ruhe, die ich irgendwann nicht mehr hatte. Man sitzt da, hört einen Moment zu, schweift gedanklich ab, kann nicht konzentriert dabeibleiben und das irgendwann auch nicht mehr verbergen. Das war nicht der Anspruch, den ich an mich hatte, der meinem Verständnis von dieser Aufgabe entsprach. Ich habe gemerkt, dass ich den Opfern so auf Dauer nicht mehr gerecht werden würde.

Ich bin einer, der auf sich hört. Wenn ich merke, dass mir etwas nicht guttut, trete ich auf die Bremse. Normalerweise brauche ich dafür keinen Anschubser von außen, sondern weiß, wann ich mich abgrenzen muss.

Diese Klarheit hatte ich nicht immer, sie ist mühsam erarbeitet. Auch weil ich in meinem Leben Entscheidungen getroffen habe, oft eher aus dem Bauch heraus als mit Hirn und Verstand, die mich an manchen Tagen durchaus an meine Grenzen gebracht haben.

Ich habe immer versucht, Arbeit und Privatleben strikt voneinander zu trennen. Als ich jedoch selbst zu Hause immer wieder scheinbar grundlos nervös und gereizt war und im Job manchmal Mühe hatte, mich zu beherrschen, wenn wieder einmal eine Frau bei uns im Büro saß, die von ihrem Kerl grün und blau geschlagen worden war, weil sie »einen anderen angeschaut hatte«, war das Maß voll. Ich musste raus. Das war ich nicht nur mir selbst schuldig ...

Alex

Man vergisst nicht, man vergibt nicht. Es ist immer da. Aber man lernt, damit zu leben. Früher hab ich alles in mich hineingefressen. Aus Angst. Vor Zurückweisung, Ablehnung, Verlust, vor allem Möglichen. Heute kann ich darüber reden. Man gewinnt dabei keine neuen Erkenntnisse, bekommt keine Antwort auf die Frage nach dem Warum, lernt aber vielleicht mit der Zeit, diese Frage seltener zu stellen. Und auch die nach der eigenen Schuld. Das war die schlimmste – die, die mich am meisten gequält hat.

Alex Benede

Als ich Alex zum ersten Mal begegnete, war er ein schwächlicher Knirps von elf Jahren. Ich war bereits seit einigen Stunden im Dienst, der Vormittag war ruhig verlaufen, keine besonderen Vorkommnisse. Bis die Leiterin unseres Kommissariats zur Tür hereinkam und mir und meiner Kollegin mitteilte, dass in der Nacht vom ersten auf den zweiten Mai ein Mord geschehen war, bei dem ein Kind »übrig geblieben« sei. Wir sollten uns darum kümmern.

Wenig später wurde mir eine Mappe mit dem Bericht des KDD, des Kriminaldauerdienstes, hereingereicht. Die »Ausrücker«, wie wir sie nennen, sind die Ersten an einem Tatort, diejenigen, die als Erste Verletzte oder Tote sehen, mit geschockten Angehörigen sprechen und erste Ermittlungen einleiten, bevor sie die Fälle an die zuständigen Fachkommissariate weitergeben. In diesem Fall war nicht nur die Mordkommission zuständig, sondern auch das K 314 – wegen des Kindes.

Im Bericht las ich, dass in der Nacht des 1. Mai 2000 gegen 23.30 Uhr der Notruf einer Frau bei der Polizeiinspektion 32 eingegangen war. Ihr Ehemann habe gedroht, sie »abzustechen«. Die Anruferin war keine Unbekannte; schon seit einiger Zeit war sie in polizeilicher Beratung, mehrfach hatte es kritische Situationen gege-

ben, gewalttätige Übergriffe. Eine halbe Stunde später postierten sich zwei Zivilstreifen vor der Wohnanlage. Die Beamten hatten vergeblich versucht, die Vierzigjährige von einer präventiven Unterbringung im Frauenhaus zu überzeugen. Sie hatte abgelehnt, aber am nächsten Tag, wenn ihr Sohn ins Schullandheim führe, würde sie sich eine neue Bleibe suchen, versprochen. Auch das Angebot der Polizisten, gemeinsam mit ihr in der Wohnung zu warten, hatte sie nicht annehmen wollen. Es würde reichen, wenn sie draußen präsent seien, für alle Fälle. Bisher sei ja immer alles gutgegangen.

Der Täter gelangte von der Zivilstreife unbemerkt über die Tiefgarage ins Haus. Wie er sich Zugang zur Wohnung verschaffte, ob er einen Schlüssel besaß oder die Frau ihn hereingelassen hatte, blieb unklar.

Als gegen ein Uhr das Licht in der Küche anging, laute Stimmen zu hören waren, stürmten die Beamten durch das Treppenhaus nach oben. Niemand öffnete. Die Polizisten traten erst die Wohnungs- und schließlich auch noch die von innen abgeschlossene Küchentür ein. Vor dem Kühlschrank auf dem Boden lag Gordana S. in einer Blutlache. Der Täter ließ sich nach kurzem Gerangel festnehmen, verweigerte aber jede Aussage zum Tathergang.

Die Obduktion ergab später, dass der 49-Jährige seine Frau bis zur Bewusstlosigkeit gewürgt und ihr dabei schwere Verletzungen im Kehlkopfbereich zugefügt hatte, die vermutlich bereits tödlich gewesen waren. Danach habe er ihr ein Küchenmesser bis zum Heft in die Brust gestoßen.

Im Bericht des KDD war außerdem zu lesen, dass sich in der Wohnung ein Junge aufgehalten habe, der vom

Lärm aufgeschreckt im Schlafanzug aus dem Kinderzimmer gekommen sei. Nach einer Erstbetreuung durch Sanitäter und die Beamten des KDD habe man noch in der Nacht eine Unterbringung bei entfernten Verwandten veranlasst.

Was mochte der Junge in jener Nacht wirklich mitbekommen haben? Was hatte dazu geführt, dass die Situation so eskaliert war? Was gab es für eine Vorgeschichte? Und wieso hatte der Mann durch die Tiefgarage ins Haus gelangen können?

Diese Gedanken gingen mir durch den Kopf, als ich mir die Uniform überzog. Normalerweise trugen wir Zivil, aber nie, wenn es um Kinder ging. Die Uniform war Teil der »vertrauensbildenden Maßnahmen«: Wir sollten dem Bild des »guten Schutzmanns« entsprechen, in der Hoffnung, so leichter Zugang zu den Opfern finden zu können.

Das funktionierte manchmal ganz gut; in anderen Fällen konnte die Uniform aber auch eine Barriere darstellen. Weil vor allem Erwachsene sie mit einer Funktion verbinden, die nicht automatisch positiv besetzt ist, und dieses Bild an ihre Kinder weitergeben. Da reichen manchmal ganz banale Situationen, die dann als Assoziation im Kopf eines Kindes verankert bleiben. Ich habe selbst einmal erlebt, wie ein Kind am Münchner Karlsplatz brüllte wie am Spieß, weil die Mutter es nicht zum Brunnen lassen wollte. Als sie mich und einen Kollegen in Uniform entdeckte, sagte sie: »Guck mal da drüben. Wenn du nicht sofort aufhörst zu schreien, kommen die beiden und stecken dich ins Gefängnis!«

Nicht »die Polizei, dein Freund und Helfer«, sondern

»die Polizei, der Buhmann« war hier wie oft das Bild, das uns entgegenschlug.

Alex wiederum hat mir erst Jahre später einmal gesagt, dass die Uniform auf ihn noch einmal eine ganz andere Wirkung hatte. Er sei geschockt und völlig verunsichert gewesen. Für ihn waren Menschen in Uniform diejenigen, die ihre Verantwortung nicht wahrgenommen hatten. Diejenigen, die den Mord nicht verhindert hatten, die versagt hatten, seine Mutter nicht hatten schützen können. Und keinesfalls Menschen, denen man trauen, denen gegenüber man sich öffnen konnte. Ein tiefes Zutrauen zu mir sei erst entstanden, als ich die Uniform längst nicht mehr trug, wenn wir uns trafen. Erst dann hätte ich langsam, aber stetig Barrieren einreißen und Brücken zu ihm bauen können.

Im Nachhinein und in Kenntnis der ganzen Geschichte ist mir klar, was unser Anblick in ihm ausgelöst haben musste, noch dazu am Tag nach dem Mord.

Gemeinsam mit meinem Kollegen Sascha fuhr ich zu der Familie, die Alex in der vergangenen Nacht aufgenommen hatte. Verwandte mütterlicherseits, die völlig unter Schock standen. Nach einer Weile wurde der Junge ins Wohnzimmer gebracht. Ein offenes Gesicht, schüchtern lächelnd, höflich und gleichzeitig auf seltsame Weise kühl und abgeklärt, als sei nichts gewesen. Sein Verhalten war nicht ungewöhnlich, wir erlebten immer wieder, dass die Erstreaktion auf eine solche Tat Verleugnung war. Was nicht sein darf, das kann nicht sein. Wie lange diese Phase dauert, bis schließlich das entsetzliche Geschehen im Bewusstsein ankommt, bis ein Prozess der

Auseinandersetzung und langsamen Verarbeitung beginnt, ist unterschiedlich. Bei schwer traumatisierten Kindern ist die letzte Überlebensstrategie manchmal auch die Dissoziation. Also das völlige Abschalten von Gefühlen, um nicht mehr spüren zu müssen, was nicht auszuhalten ist. Das betrifft alle emotionalen Ebenen. Weder Angst noch Schrecken werden mehr zugelassen, aber auch Zuwendung und Trost nicht.

Mein Auftrag war klar umrissen. Ich sollte mich um diesen Jungen kümmern, ihn begleiten auf dem Weg, der auch juristisch vor ihm lag. Gleichzeitig sollte ich mich vorsichtig an das herantasten, was er wusste. Was er in jener Nacht gesehen hatte, was es im Vorfeld für eine Entwicklung innerhalb der Familie gegeben hatte, die diese Tat erklären könnte. Über die Schuld des Täters bestanden keine Zweifel, die Faktenlage war klar. Doch später, vor Gericht, würde es entscheidend für das Strafmaß sein, ob er im Affekt oder geplant und zielgerichtet gehandelt hatte. Um das beurteilen zu können, waren die Aussagen des Jungen enorm wichtig.

Für den Umgang mit Opfern gibt es kein Schema F, jeder Mensch reagiert anders auf eine ausgestreckte Hand. Bei Kindern und Jugendlichen funktioniert eine Annäherung häufig über Ablenkung.

Einer unserer ersten großen Betreuungsfälle war ein Missbrauchsskandal: Sechzehn Jugendliche im Alter zwischen zehn und vierzehn waren über Jahre hinweg von zwei Männern sexuell missbraucht worden. Den Tätern wurden 377 beziehungsweise 146 Übergriffe zur Last gelegt – begangen zwischen 1992 und 1999. Ein Wahnsinn.

Die Kinder waren in einem Maße verstört, dass es kaum auszuhalten war. Über Jahre hatten sie geschwiegen. Man wusste, dass etwas gewesen war, aber keiner hat etwas gesagt. Kurz nach dem Prozess, der den Tätern lange Haftstrafen einbrachte, veröffentlichte der Bayerische Jugendring eine Statistik, nach der jedes vierte Mädchen und jeder zehnte Junge in Deutschland Opfer sexueller Gewalt sei. Die Zahlen sind seitdem nicht besser geworden, die Dunkelziffer ist hoch.

Wir sind damals mit den Kindern für ein paar Tage zum Skilaufen nach Oberstaufen gefahren. Mit Polizeiwagen und allem Drum und Dran, damit sie die Scheu vor uns verlieren. Uns in einer anderen Umgebung erleben, mit uns Spaß haben und wenigstens für einige Zeit abgelenkt waren. Es hat geklappt. Über den Sport und die gemeinsamen Stunden konnten wir Schritt für Schritt freilegen, was passiert war, und dann weitere Hilfsmaßnahmen einleiten.

Die Dienststelle hat solche eher ungewöhnlichen und manchmal auch »teuren« Maßnahmen immer mitgetragen. Es ging um das Wohl der Opfer, in diesem Fall der Kinder, und nur um sie. Darum, Wünsche zu erfüllen, sie aufzuheitern, etwas mit ihnen zu unternehmen, das sie noch nie gemacht hatten.

Bei Alex war es der Wunsch, einmal im Streifenwagen und mit Blaulicht durch München zu fahren. Zum Eisessen. Und den haben wir ihm gleich am ersten Tag des Kennenlernens kurzerhand erfüllt.

Wir brausten durch Schwabing, es war schon irgendwie cool. Die Leute sind alle stehen geblieben und haben sich den Hals verrenkt, was da wohl passiert sein könnte. Aber ich war ja nicht doof. Natürlich habe ich gewusst, dass das nicht normal ist, dass andere Kinder so etwas nicht dürfen. Dass wir diese Fahrt nur unternehmen, weil mir etwas Schlimmes passiert ist. Etwas, dessen Tragweite ich an diesem Tag überhaupt nicht erfassen konnte. Ich war wie watiert im Kopf und konnte kaum einen klaren Gedanken fassen. Warum ich ausgerechnet auf diese Idee kam, weiß ich heute nicht mehr. Vielleicht wollte ich die beiden auch testen, ganz nach dem Motto: Das bringen die jetzt bestimmt nicht.

Man kann wegen weniger als einer solchen Blaulichtfahrt zur Eisdielen eine Dienstaufsichtsbeschwerde kassieren. Sascha und mir war das egal. Dass er überhaupt etwas gesagt hatte, dass wir gleich an diesem Tag etwas gemeinsam unternahmen, war ein Anfang. Von da an würde ich ihn regelmäßig besuchen, mit ihm essen gehen, ins Kino – was auch immer. Ich würde abwarten, bis etwas kommt, nicht nachbohren, ihn nicht bedrängen. Es ging schließlich nicht um eine Vernehmung. Aber ich wollte da sein, wenn er so weit war.